

KATHRIN MEYER, JUDITH ELISABETH WEISS (Hg.):

Von Pflanzen und Menschen. Leben auf dem Grünen Planeten. Wallstein Verlag, Göttingen 2019. 232 S., 64 Abb. ISBN 978-3-8353-3467-0, 24,90 €

„Von Pflanzen und Menschen. Leben auf dem Grünen Planeten“ ist der Begleitband zur Ausstellung „Von Pflanzen und Menschen – Ein Streifzug über den grünen Planeten“, die im Deutschen Hygiene Museum in Dresden (DHMD) vom 19. April 2019 bis zum 13. März 2020 gezeigt wurde. Die Herausgeberinnen Kathrin Meyer, die auch die Ausstellung kuratierte, und Judith Elisabeth Weiss versammeln darin 21 Essays einschlägiger Autor*innen aus den Bereichen der Natur- und Kulturwissenschaften sowie bildliche Darstellungen pflanzlichen Lebens aus Wissenschaft und Kunst und Auszüge aus Dichtung und Prosa (auf Abbildungen und literarische Werke kann aus Platzgründen leider nur vereinzelt eingegangen werden). In ihrer Einleitung „Von Pflanzen und Menschen. Über ein ungleiches Verhältnis“ beschreiben die Herausgeberinnen den Band als einen „Beitrag zu einer Suche nach einem neuen Verhältnis zur Natur,

das den Menschen als ihr zugehörig und zugleich als ihren prägendsten Zerstörer wie auch Gestalter und Bewahrer betrachtet“ (S. 13). Dieser Anspruch schließt an aktuelle interdisziplinäre Forschungsansätze wie den der Multispecies Studies an, die die in den europäischen Denktraditionen verwurzelte Trennung von Natur und Kultur in Frage stellen und stattdessen auf das Beziehungsgeflecht, in dem sich der Mensch mit anderen Lebensformen befindet, verweisen. Doch trotz dieser Abhängigkeiten und Verflochtenheit konstatieren Meyer und Weiss eine weitverbreitete Blindheit und Geringschätzung gegenüber der uns erhaltenden Pflanzenwelt. Dagegen wendet sich der Band „Von Pflanzen und Menschen“ (man beachte die Reihenfolge) explizit und rührt dabei an vertraute Weltanschauungen, wie Hortensia Völckers und Alexander Fahrenholtz in ihrem Grußwort konstatieren. Mit einem breiten interdisziplinären Zugang werden neue Perspektiven auf Pflanzen eröffnet – sei es als Hightechprodukte der Züchtung, als „invasive“ Bedrohung oder als kommunikationsfähige, soziale Lebewesen – und Fragen nach ihrer Seele und Würde sowie ihrer Bedeutung im Kontext des Anthropozäns aufgeworfen. Die Direktor*innen des DHMD, Klaus Vogel und Gisela Staupe, verstehen die Ausstellung und den Begleitband daher als Einladung, die Leitfrage des DHMD, „Wie wollen wir leben?“, unter dem Blickwinkel der pflanzlichen Natur zu betrachten.

Die dreiteilige Gliederung der Ausstellung – von der Wurzel bis zur Blüte – wird im Begleitband auf fünf Kapitel ausgeweitet: Das erste „Zu den Wurzeln“ leitet Emanuele Coccias Beitrag zur Pflanzenphilosophie ein. Pflanzen als autotrophe, sich selbst ernährende Lebewesen galten schon Aristoteles als „Nährseele“ und als Prinzip, „wodurch das Leben allen zukommt“ (S. 33). Statt Pflanzen lediglich als Wurzel alles Lebendigen zu behandeln, befasst sich die Waldökologin Suzanne Simard mit konkreten Baumwurzeln, die in einem symbiotischen Netzwerk mit Mykorrhizapilzen ein „Wood Wide Web“ bilden, das Bäumen zum Austausch von Informationen und Nährstoffen dient und sie als soziale Wesen ausweist. An den historischen Wurzeln der Botanik setzt die Journalistin Anna Pavord an, die in ihrem Beitrag „Pflanzenkunde. Wie die Pflanzen zu ihren Namen kamen“ die Entwicklung botanischer Klassifikations- und Ordnungssysteme bis in die Gegenwart nachzeichnet. Die Pflanzenökologin Robin Wall Kimmerer verdeutlicht am Beispiel von Moos-Pflanzen, wie wir erst erlernen müssen, Pflanzen zu sehen, um unsere Pflanzenblindheit zu überwinden. Dazu passen Lore Kutscheras und Erwin Lichteneggerts Zeichnungen im „Wurzelatlas mitteleuropäischer Bäume und Sträucher“ (2002), die für uns den größten Teil der Pflanze – ihre Wurzeln – sichtbar machen.

Welches Wissen haben wir von Pflanzen, was können wir über ihre kognitive, ihre Kommunikations- und Empfindungsfähigkeit sagen? Im zweiten Kapitel „Vom Verstehen und Empfinden“ verknüpft der Philosoph Hans Werner Ingensiep antike Überlegungen zur Pflanzenseele mit gegenwärtigen Studien zu pflanzlicher Intelligenz und einem Pflanzengehirn. Die Fotografie einer historischen Versuchsanordnung – eine Zimmerpflanze am Lügendetektor (1966) – zeugt davon, wie das Denkvermögen von Pflanzen belegt werden sollte. Waren Pflanzen in den populären Blumensprachenbüchern des 19. Jahrhunderts allein bedeutungstragende Zeichen für zwischenmenschli-

che Botschaften, bezieht sich das aktuelle Interesse auf die Kommunikation zwischen Pflanzen beziehungsweise Pflanzen und Insekten, wie die Literaturwissenschaftlerin Isabel Kranz darlegt. Welche machtvollen Akteure Pflanzen in Hausgärten der Amazonas-Region sein können – entweder durch ihre symbolische Bedeutung oder durch ihre biophysikalischen Eigenschaften –, hat der Anthropologe Nicholas C. Kawa aufgezeigt. In westlichen Vorstellungen werden Pflanzen vor allem als Lebensformen der Selbstlosigkeit, des Heilsamen und Guten imaginiert, wohingegen animalische, aggressive und erotisierte Pflanzendarstellungen verstören, wie Judith Elisabeth Weiss in ihrem Beitrag zu „Pflanzenhorror“ herausgearbeitet hat.

Historische Vorstellungen von Pflanzenvielfalt und gegenwärtige Schutzbemühungen für eine Phytodiversität sind Beitragsthemen im dritten Kapitel zu „Ursprüngen und Heimaten“. So setzt der Medienwissenschaftler Stefan Rieger das Modell einer Urpflanze, die Johann Wolfgang von Goethe entwickelte und in der sich alle erdenklichen Pflanzenformen verdichten sollten, in Bezug zum unerschöpflichen Spektrum algorithmisch erzeugter floraler Gebilde. Passend dazu die Eisenhut-Fotografie (vor 1926) von Karl Blossfeld, Vertreter der Neuen Sachlichkeit, der in der Pflanzenwelt die Urformen der Kunst sah. Die Vielfalt von Pflanzen war auch Gegenstand spätmittelalterlicher Diversitätsbilder. Der Biologe und Philosoph Georg Toepfer zeigt anhand dieser Darstellungen und heutigen Diskursen um den Erhalt von Arten, mit welchen ästhetischen und politisch-ethischen Werten der (Bio-)Diversitätsbegriff belegt ist. Die Klassifizierung von Pflanzen als heimisch beziehungsweise als „invasiv“ und bedrohlich für die Phytodiversität haben sowohl die Germanistin Urte Stobbe als auch der Biologe Uwe Starfinger in den Blick genommen. Starfinger warnt dabei sowohl vor Pauschalurteilen gegenüber gebietsfremder Flora als auch vor der politischen Instrumentalisierung durch xenophobe Analogien.

In welchen Beziehungsgeflechten sich Pflanzen mit anderen Lebewesen befinden, eint die Beiträge des vierten Kapitels zu „Pflanzenwelten“. So spricht der Biologe James B. Nardi von unseren Gärten als vernetzten Multispecies-Welten. Jan Wagners poetische Würdigung des „Giersch[s]“ (2014), der selbst den knirschenden Kies durchdringt, und Alexandra R. Tolands „Dust Blooms“ (2017) – unscheinbare Pflanzen am Wegrand, die den Feinstaub aus der Luft filtern – würdigen die vegetabile Kraft. Als Räume der Vernetzung vor dem Hintergrund ökologischer und sozialer Krisen beschreibt die Sozialwissenschaftlerin Elisabeth Meyer-Renschhausen gemeinschaftliches Gärtnern in Urban-Gardening-Projekten. Das Erlernen einer neuen und ebenfalls kollektiven Art des Gärtnerns ist auch für den „Planetarischen Garten“, die Biosphäre, nötig: Der Landschaftsarchitekt Gilles Clément fordert daher statt anthropozentrischer, ökonomisch motivierter Wachstumsvorstellungen und der Propertisierung des Lebendigen ein ökologisches Denken: Im planetarischen Garten wird alles geteilt. Das gilt auch für die Auswirkungen des menschengemachten Klimawandels: Der Geoinformatiker Matthias Forkel zeigt anhand von Satellitenbildern das Ergrünen unseres Planeten und dessen nur auf den ersten Blick günstige Auswirkungen auf das globale Klima.

Die Zurichtung von Pflanzen nach menschlichen Bedürfnissen hat eine über 10 000 Jahre alte Geschichte, die gegenwärtig vor allem von Eigentumsfragen an Züchtungen bestimmt ist. Das fünfte und letzte Kapitel „Über Nutzen und Werte“ beginnt mit dem Beitrag der bildenden Künstlerin Åsa Sonjasdotter, die am Beispiel der Pflanzenzucht in der DDR aufzeigt, wie sich Ideologien in Pflanzen einschreiben. Für die Philosophin und Biologin Nicole C. Karafyllis sind Zuchtpflanzen natürlich-künstliche Mischwesen, sogenannte Biofakte. Die umstrittene Frage von Pflanzen als geistiges Eigentum zeichnet der Soziologe Veit Braun vom Sortenschutz des 19. Jahrhunderts bis zu gegenwärtigen Patentrechten auf transgene Pflanzen nach und verweist schließlich auf den Erfindungsgeist der Pflanzen selbst. Wie Eigentumsfragen an den patentierten Wirkstoffen der südafrikanischen Hoodia/!Khoba-Pflanze zwischen (und innerhalb) der indigenen San-Bevölkerung und Wissenschaftler*innen sowie internationalen Pharmaunternehmen ausgehandelt werden, zeigt die Geschlechterforscherin Laura A. Foster. Mit dem Beitrag der Biologin Floriane Koechlin zur Würde von Pflanzen schließt der Band und lässt die Lesenden mit der Frage zurück, ob Pflanzen nicht auch Rechte – etwa auf eine gewisse Eigenständigkeit in ihrer Fortpflanzung – zugestanden werden sollte. Eine Frage, die schon Samuel Butler (1835–1902) in seinen „Ansichten eines erewhonischen Philosophen über die Rechte der Pflanzen“ (siehe S. 225ff.) behandelte, die jedoch auch noch heute zu provozieren vermag.

Ganz gleich, wie jede*r diese Frage für sich beantwortet, sorgt sie dafür, eine Diskussion über den Status der Pflanzen und unsere (verantwortungsvolle) Beziehung zu ihnen anzustoßen. Ein Anstoß, der den Herausgeberinnen mit diesem inhaltlich fundierten und anregenden sowie ästhetisch beeindruckend gestalteten Band grandios gelungen ist.

Arnika Peselmann, Würzburg
<https://doi.org/10.31244/rwz/2020/22>